Zeitschrift: Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte

Herausgeber: Staatsarchiv Graubünden

Band: 25 (2011)

Artikel: "Il mund sutsura - die Welt steht Kopf" : alpine Peripherie und Moderne am Beispiel der Landsgemeinde Disentis 1790-1900

Autor: Berther, Ivo

Kapitel: Einleitung

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-939138

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Einleitung

1 Erste Zugänge zum Thema oder: Die ‹Nicht-Moderne› im Fokus

«Wollen Sie Anarchie?»: Moderne einmal anders

Mai 1799: Unweit von Chur kämpfen Angehörige des Landsturms der Surselva gegen die zahlenmässig hoch überlegenen französischen Besetzungstruppen. Zeitgenössische Quellen gehen von beinahe 700 Toten auf Seiten der Aufständischen aus. Die helvetischen Kommissare Johannes Herzog und Joseph Schwaller berichten:

> *«Offiziere und Soldaten versichern, dass sie in ihrem Leben mit keiner solchen Wuth fechten gesehen haben; trotz dem förchterlichsten Kartätschenfeuer seien diese Irregeführten, mit Axen, Gabeln, Haken etc. bewaffnet, wie rasend auf die Franken gefallen, und ungeachtet ganzer Haufen Todten, die vor ihnen niedergestreckt lagen, wiederholten sie mit der grössten Entschlossenheit ihre Angriffe.»*[1]

November 1847: Am Oberalppass bereitet der Sonderbund mit Hilfe aus der katholischen Surselva einen militärischen Hinterhalt gegen eidgenössische Truppen vor. Nach einem geheimen Treffen mit dem Disentiser Landammann Gion Antoni Arpagaus schreibt Fidel Cavelti, Leutnant in der Armee des Sonderbundes, an seinen General Johann Ulrich von Salis-Soglio: «*Heute Abends sind zwei Bataillons* [eidgenössische Truppen] *in Sagens, das ist sicher, Morgens werden sie vorrücken bis nach Tschamut, das ist unser Wunsch, denn so bald sie in Tavetsch sind, werden wir von oben herab auf sie rüken und unten wird Arpagaus mit Generalgewalt Sturm leuten lassen und dann wünsch Glück!*» Diese konspirativen Pläne ziehen einen Hochverratsprozess gegen Landammann Arpagaus und weitere seiner Mitstreiter nach sich.

Oktober 1900: In Ilanz versammeln sich rund 3000 Männer aus den romanischsprachigen katholischen Gemeinden der Surselva zu einer Protest-Landsgemeinde gegen die von der Bündner Regierung obligatorisch erklärten neuen Lehrmittel. «*Niemals werden wir zulassen, dass man den Faden unserer Gemeindefreiheit durch willkürliche Dekrete von oben durchschneidet* (…). *Wir brauchen die Bücher, die uns passen, und unsere Lehrer wenden ihre eigene Methode an, ohne regierungsrätliche Verordnungen. Basta!*» Mit dieser Aktion, die bei den Zeitgenossen Erinnerungen an den vormodernen Fähnlilupf hervorruft, erzwingt die Surselva die Anerkennung eines von ihr widerrechtlich eingeführten regionalen

[1] Die Quellenangaben zu den einleitend zitierten Passagen sind in den entsprechenden Kapiteln enthalten.

Lehrmittels. «*Wollen Sie Anarchie?*», fragen die Berichterstatter in den kantonalen Zeitungen und in der ‹Neuen Zürcher Zeitung› voller Befremden.

Drei Ereignisse, die aufhorchen lassen. Sie belegen ein regionales Widerstandsverhalten von besonderer Intensität und filmreifer Dramatik. Die politischen Akteure schienen sich nicht gross um kantonale, nationale oder von fremden Mächten geschaffene neue Rechtswirklichkeiten zu kümmern. Stattdessen holten sie hergebrachte Argumentationsmuster hervor und legten Verhaltensformen an den Tag, die von aussen mit Kopfschütteln quittiert wurden. «*Ungelesen den Bach hinab mit allen Gesetzen, das ist ein altes Volksdogma der Hinteroberländer*», ereiferte sich beispielsweise das liberale Blatt ‹Der freie Rhätier› im Jahr 1884 und fuhr fort: «*Altfry Rhätien wäre ein gemässliberaler Kanton ohne dieses Fähnlein des hintern Oberlandes, welches mit seinen immer vollgezählten Stimmmassen dem Fortschritte fast regelmässig einen Hemmschuh in die Speichen stellt.*»

Ganz anders präsentierten sich die Dinge aus der Innenperspektive der alpinen Peripherie. Diese umfasst im Kontext dieser Untersuchung diejenigen Gebiete im Alpenraum, die den Anschluss an die Industrielle Revolution, an den Transitverkehr oder den Tourismus (vorerst) nicht schafften und somit nicht zu den Profiteuren der Moderne gehörten. Die Moderne, so wird sich zeigen, war aus dieser Sicht des ‹Oberlandes› ein Konzept ‹aus dem Unterland für das Unterland› – in der als Fallbeispiel untersuchten oberen Surselva des 19. Jahrhunderts schien es nicht praktikabel zu sein. Das Eindringen der Moderne wurde hier in einer ersten Phase (bis 1850) mit politischen und militärischen Mitteln bekämpft und führte nach einer Zwischenphase (1850 bis 1870) – während der die Region mit verschiedenen, zum Teil modernen Konzepten experimentierte – ab 1870 zur Herausbildung antimoderner Gegenentwürfe. Die hier ausgeführte Begegnung zwischen alpiner Peripherie und Moderne ist somit über weite Strecken die Geschichte einer anderen Moderne, gleichsam einer ‹Nicht-Moderne›, bei der sich alles um das Vor, Neben und Nach der Moderne dreht. Aus dieser Innenperspektive der Zeitgenossen betrachtet, wirkt die Abwehrhaltung gegenüber der Moderne auf einmal weniger fremd und unverständlich. Der Unmut, so wird sich zeigen, richtete sich gegen das Potenzial der Moderne, den Gegebenheiten des Alpenraums angepasste – in der ideologischen Konstruktion als weitgehend statisch angesehene – vormoderne Strukturen und ‹Stabilitäten› aus den Angeln zu heben, die Welt gleichsam ‹auf den Kopf zu stellen›, wie es der Titel und das der Arbeit vorangestellte Zitat zum Ausdruck bringen.

Nach der Moderne betrachtet: Ein neuer Blick auf die Vormoderne

Ungeachtet aller Problematik von Epocheneinteilungen[2], lassen sich aus einer Gegenüberstellung von Vormoderne, Moderne und Postmoderne durchaus aufschlussreiche Erkenntnisse für die weitere Eingrenzung des vorliegenden Untersuchungsgegenstandes gewinnen. Der Begriff ‹Vormoderne› bezeichnet hier die traditionalistisch ausgerichteten Verhältnisse im Untersuchungsgebiet zur Zeit des (späten) Ancien Régime. Der Epochenbegriff ‹Moderne› umfasst die vielschichtigen und tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungsprozesse, die im Zeitraum zwischen 1750 und 1950 erfolgten. Dazu gehört beispielsweise das Ablösen religiöser durch weltliche Orientierungshorizonte (Säkularisierung), die Betonung des Individuums gegenüber der Gesellschaft (Individualisierung) oder der Siegeszug von Wissenschaft und Technik (etwa in Form der Industrialisierung). Die Aufklärung bereitete diese Entwicklungen im 18. Jahrhundert theoretisch vor, die Epoche der Revolutionen im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert verhalf ihnen politisch zum Durchbruch. Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wiederum markiert einen gewissen Bruch mit der Moderne. Dieser äussert sich unter anderem darin, dass der universelle Wahrheitsanspruch und die Fortschrittsorientierung der grossen Metaerzählungen in Frage gestellt werden. An ihre Stelle treten pluralistische und eklektizistische Ansätze, die sich der Moderne, aber auch anderer Denksysteme bedienen. Je nach Standpunkt wird diese ‹Postmoderne› als Spätphase der Moderne oder als neue Epoche nach der Moderne gesehen.

Neben allen unbestrittenen Errungenschaften der Moderne müssen einzelne Aspekte aus der heutigen Perspektive kritisch hinterfragt werden. Aufklärung und Moderne waren ursprünglich mit dem Anspruch angetreten, die scheinbare Irrationalität des vormodernen Denkens zu überwinden und die Wirklichkeit von allem Mythenhaften zu befreien. Die postmoderne Bilanz dieses Unterfangens fällt in zweierlei Hinsicht ernüchternd aus: Zum einen hat sich die erkenntnistheoretische Absicht, die Wirklichkeit möglichst ungefiltert abbilden zu wollen, überholt. Es gibt keine von der Erkenntnis losgelöste Wirklichkeit: Wirklichkeit ist vielmehr ein mentales Konstrukt. Zum andern war auch die Moderne nicht davor gefeit, Geschichte in Natur übersetzen zu wollen, wie Roland Barthes die Haupt-

---

2 Zum Epochenbegriff ‹Moderne› vgl. Hans Ulrich Gumbrecht, Modern, Modernität, Moderne, in: Otto Brunner, Werner Conze u.a., Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Stuttgart 1972–1997, Band 4, S. 93–131. Zum (relativen) Verhältnis zwischen Tradition und Moderne vgl. Mergel, Modernisierungstheorie. Siehe zudem ‹Fortschritt›, in: HLS IV, S. 622f. (Ruedi Brassel-Moser) und ‹Modernisierung›, in: HLS VIII, S. 627f. (Urs Hafner).

leistung des Mythos beschrieben hat.[3] So präsentiert sich, um mit Jacques Derrida einen weiteren Vordenker der Postmoderne anzuführen, die Moderne selber über weite Strecken als eine Ansammlung neuer, von der westlichen Wissenschaft geschaffener Mythen.[4]

Derrida und Barthes mögen hier stellvertretend für den Ruf der Postmoderne stehen, die Mythen der Moderne kritisch zu hinterfragen und zu dekonstruieren. Dekonstruktion heisst dabei nicht Destruktion. Vielmehr interessiert die Entstehung, Entwicklung, Abgrenzung, Transformation und Aktualisierung von Wirklichkeitsentwürfen und -gegenentwürfen. Die dabei zu beobachtende Zuschreibung von Bedeutungen soll transparent gemacht und problematisiert werden. Aus postmoderner Sicht wird das, was vor oder neben der Moderne war, wieder interessant: Was hat die Moderne ausgeblendet? Welches Potenzial beinhaltete das Andere, Ungesagte, Ausgeschlossene der Vormoderne? Der Blick zurück erfolgt dabei weder in verklärender noch in reaktionärer Absicht. Es geht nicht um eine Antimoderne, sondern darum, das Wirklichkeitsbild der Moderne durch das von ihr Ausgeklammerte zu ergänzen: es gilt, gleichsam verschüttete kollektive Erfahrungen der Vormoderne aufzudecken und sie für eine erweiterte postmoderne Sichtweise nutzbar zu machen.

Vormoderne und Postmoderne verbindet also der kritische Blick auf die Moderne, oder um es mit einem Buchtitel zu formulieren: ‹Das Unbehagen an der Moderne›[5]. Nicht von ungefähr zeigen sich dabei Parallelen zwischen dem vormodernen Widerstand im 19. Jahrhundert und der postmodernen Globalisierungskritik. Viele Aspekte des alpinen Widerstands und der Gegenmoderne im 19. Jahrhundert wirken heute erstaunlich aktuell. So etwa die Frage nach der basisdemokratischen Ausgestaltung der politischen Partizipation, der Stellung des Lokalen und Regionalen im Globalen, der Bedeutung von Diversität und den Schutzmechanismen für sprachliche, konfessionelle und kulturelle Minderheiten. Alle diese Fragestellungen legen es nahe, die vormodernen Vorbehalte gegenüber der Moderne mit dem Instrumentarium der postmodernen Geschichtsschreibung anzugehen.[6]

---

3 Roland Barthes, Mythen des Alltags, Frankfurt a. M. 2003. (Erstveröffentlichung 1957).

4 Jacques Derrida, Die weisse Mythologie. Die Metapher im philosophischen Text, in: Ders., Randgänge der Philosophie, Wien 1985, S. 205–259 (Erstveröffentlichung 1971).

5 Charles Taylor, Das Unbehagen an der Moderne, Frankfurt a. M. 1995.

6 Zum kontrovers diskutierten Begriff der Postmoderne vgl. Patrick Baum, Stefan Höttgen (Hg.), Lexikon der Postmoderne. Von Abjekt bis Zizek – Begriffe und Personen, Bochum 2010; Roger Behrens, Postmoderne, Hamburg 2004; Wolfgang Weisch, Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion, Berlin 1994. Zur geschichtswissenschaftlichen Diskussion des Begriffs vgl. Christoph Conrad, Martina Kessel, Blickwechsel: Moderne, Kultur, Geschichte, in: Dies. (Hg.), Kultur & Geschichte, S. 9–40 sowie Dies. (Hg.), Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, Stuttgart 1994.

2 Theoretisches Konzept und methodisches Vorgehen

Geschichte schreiben in der Postmoderne

In der Geschichtswissenschaft manifestierten sich die neuen Konzepte, die sich aus dem kritischen Blick auf die Moderne ergeben, seit den 1980er-Jahren. Zuerst und ansatzweise traten sie als Alltagsgeschichte in Erscheinung, etwas später – und theoretisch fundierter – als Neue Kulturgeschichte. Damit zeichnete sich ein zweiter markanter Einschnitt in der Geschichtswissenschaft ab, nachdem die Sozialgeschichte bereits seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und die Historische Sozialwissenschaft seit den 1960er-Jahren allmählich den klassischen Historismus abgelöst hatten. Worin unterscheidet sich nun aber die Neue Kulturgeschichte von älteren Ansätzen? Oder im Kontext einer transdisziplinären Kulturwissenschaft gefragt: Welcher Kulturbegriff liegt den neuen theoretischen Ansätzen zugrunde?

Zuerst einmal – das ist bereits angedeutet worden – hat sich die Kulturwissenschaft vom Anspruch gelöst, eine scheinbar vorgegebene Wirklichkeit abbilden zu wollen. Vielmehr hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass sie es mit konstruierten, subjektiven Wirklichkeitsentwürfen zu tun hat. Damit bekommt es die Kulturwissenschaft mit einem Problem zu tun, das die Naturwissenschaft (in diesem Ausmass) nicht kennt: Um die Illusion einer objektiven Wirklichkeit ärmer, kann sie sich nicht mehr darauf verwenden, nach scheinbar allgemeingültigen Axiomen zu suchen. Ihre neue Ausgangsfrage lautet vielmehr: Wo und wie werden Wirklichkeitsentwürfe fassbar und somit analysierbar? Die Antwort darauf gibt die Kulturwissenschaft vor dem Hintergrund der linguistischen Wende: Wirklichkeitsentwürfe entstehen dadurch, dass mit Hilfe von Zeichensystemen Bedeutungen generiert und vermittelt werden. Oder anders formuliert: Der Begriff Kultur umfasst Verhaltens- und Sinngebungsmuster, die in symbolischer Form zutage treten. Die Aufgabe der Kulturwissenschaft besteht darin, Texte, Diskurse, aber auch (symbolische) Handlungen als ‹Gesagtes› auf ‹Gemeintes› hin zu untersuchen, das heisst, sie als codierte Ausdrucksformen von sozialer Bedeutung zu lesen.

Die Geschichtswissenschaft hat die eben ausgeführten Erkenntnisse teilweise indirekt über ihre Nachbardisziplinen rezipiert. Bahnbrechend waren etwa die Arbeiten des Kulturanthropologen Clifford Geertz. «*Der Kulturbegriff, den ich vertrete*», so Geertz im Jahr 1973,

> «*ist wesentlich ein semiotischer. Ich meine mit Max Weber, dass der Mensch ein Wesen ist, das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist, wobei ich Kultur als dieses Gewebe ansehe. Ihre Untersuchung ist daher keine experimen-*

telle Wissenschaft, die nach Gesetzen sucht, sondern eine interpretierende, die nach Bedeutungen sucht. Mir geht es um Erläuterungen, um das Deuten gesellschaftlicher Ausdrucksformen, die zunächst rätselhaft scheinen.»[7]

Mit diesem Ansatz wandte sich Geertz gegen den vorherrschenden Strukturalismus und Formalismus seiner Disziplin, der glauben machen wollte, die untersuchten Phänomene könnten *«mit formalen Methoden untersucht werden (...), die denen in Mathematik und Logik ähnlich sind»*.[8]

Analog dazu richtet sich auch die Kritik an der Sozialgeschichte gegen deren strukturtheoretische Orientierung. Ihre Anlehnung an die Soziologie als Leitwissenschaft, so die Kritik, habe zu einer Überbetonung einer funktionalistischen Theorieauffassung geführt, die hauptsächlich an übergeordneten Strukturen und Prozessen interessiert sei. Dem stellt die Neue Kulturgeschichte einen handlungstheoretisch orientierten Zugang gegenüber, der die Akteure sowie den Bereich der Symbole und Sinndeutungen wieder stärker ins Zentrum rückt.

Die Neue Kulturgeschichte impliziert aber noch eine zweite Ebene der Kritik. Sie stellt nämlich zusammen mit der Historischen Sozialwissenschaft auch deren modernisierungstheoretische Ausrichtung grundsätzlich in Frage. Wichtige Kritikpunkte sind: die Vorstellung, dass die Moderne eine allgemeingültige Norm für Gesellschaftsentwicklung darstelle; der teleologische Fortschrittsoptimismus der Moderne; ihr Lobpreis auf die Industrialisierung unter gleichzeitiger Vernachlässigung nichtökonomischer Orientierungsmuster; die Sogwirkung der Modernisierung auf sogenannt ‹rückständigere› Gesellschaften und schliesslich die Tendenz, regionale Besonderheiten auszublenden.[9] Heute geht der Weg stattdessen *«von der ‹Geschichte moderner Gesellschaften› zur ‹Geschichte je historischer Vergesellschaftungen›»*.[10] Kultureller Relativismus tritt an Stelle der ‹Grossen Erzählungen› und damit die Frage nach der Entstehung, Herausbildung und Tradierung von je spezifischen Wirklichkeitsentwürfen.

Drei Forderungen an die Neue Kulturgeschichte

Bei allem Innovationspotenzial der Neuen Kulturgeschichte: Grundsätzlich ist auch sie nicht weniger anfällig gegen verengende Sichtweisen als die

---

7 GEERTZ, Dichte Beschreibung, S. 9.

8 GEERTZ, Dichte Beschreibung, S. 19. Geertz zitiert hier den Ethnologen Stephen Tyler.

9 Vgl. dazu MERGEL, Modernisierungstheorie.

10 MERGEL, Kulturgeschichte – die neue ‹grosse Erzählung›? Wissenssoziologische Bemerkungen zur Konzeptualisierung sozialer Wirklichkeit in der Geschichtswissenschaft, in: HARDTWIG/WEHLER (Hg.), Kulturgeschichte, S. 41–77, hier S. 58.

von ihr kritisierten Vorgängertheorien. Drei unter Umständen problematische Aspekte der aktuellen Entwicklung sollen kurz angesprochen werden.

Erstens: Die Neue Kulturgeschichte soll die Moderne durchaus problematisieren, darf sie aber nicht ihrer (aufklärerischen) Errungenschaften berauben. Dieser Gefahr erliegen diejenigen alltagsgeschichtlichen Arbeiten, die «*naiv ‹neoromantisch› und theoriefeindlich*»[11] daherkommen:

> «*Eine sympathisierende Überbewertung subjektiven Widerstandshandelns und eine unhistorische Qualifizierung makrogesellschaftlicher Prozesse wie Bürokratisierung und Technisierung als ‹menschenfeindlich› brachten die Alltagsgeschichte in mancher Hinsicht weg von einer theoretischen Erneuerung und in die Nähe einer antimodernen Kulturkritik.*»[12]

Wenn der lokale Raum und die Region zu wichtigen Forschungsgebieten der aktuellen Geschichtsschreibung werden, so sollen dabei überregionale Zusammenhänge nicht ausgeblendet, sondern «*in der spezifischen Brechung dargestellt* [werden], *die sie unter den konkreten Verhältnissen des Ortes auszeichnet*». Gefragt ist also durchaus Forschung in Dörfern, aber nicht über Dörfer. Eine «‹*Detailgeschichte des Ganzen*›» beansprucht vielmehr, «*Lokal- und Regionalgeschichte nicht als Selbstzweck, sondern als Detailstudie eines der ‹normalen Ausnahmefälle› zu analysieren, die zusammen die allgemeine Geschichte ausmachen*».[13]

Zweitens: Neue Kulturgeschichte ist keine Bindestrich-Geschichte. Sie ist nicht wie Medizingeschichte oder Wirtschaftsgeschichte ein thematischer Ausschnitt aus einer umfassenderen Geschichte. Vielmehr kann alles mit dem Instrumentarium der Kulturgeschichte untersucht werden. Kultur ist nämlich «*kein abgrenzbarer ‹Bereich›, sondern die symbolische Dimension des sozialen Lebens, die auf die Sinn- und Bedeutungsebene sozialen Handelns verweist, ohne die eine Orientierung in der Gesellschaft und das Verstehen gesellschaftlicher Prozesse unmöglich ist*».[14] So kritisiert denn Hans-Ulrich Wehler zu Recht, dass die Hauptbereiche des Historismus und der Sozialgeschichte in der Neuen Kulturgeschichte (noch) vernachlässigt werden: «*Am gravierendsten scheint mir zu sein, dass es keine intensive Erörterung der Probleme einer modernen Politikgeschichte, einer*

---

[11] Reichardt, Bourdieu, S. 85.

[12] Thomas Mergel, Thomas Welskopp, Geschichtswissenschaft und Gesellschaftstheorie, in: Dies. (Hg.), Geschichte, S. 9–36, hier S. 25.

[13] Daniel, Kompendium, S. 304 u. 309 (letzteres Zitat in Anlehnung an Hans Medick).

[14] Reichardt, Bourdieu, S. 72. Ebenso Stollberg-Rilinger, Kulturgeschichte (Einleitung), S. 12.

modernen Wirtschaftsgeschichte, einer modernen Forschung zur sozialen Ungleichheit gibt.»[15]

Drittens: Auch in Bezug auf das Verhältnis von ‹Struktur›, ‹Handlung› und ‹Sprache› besteht die Gefahr einer zu engen Sichtweise. Einerseits hiesse es, das Kind mit dem Bade auszuschütten, wenn die Neue Kulturgeschichte die Erkenntnisse und Erfahrungen der Historischen Sozialwissenschaft als grundsätzlich überholt ansehen wollte. Die Handlung in der historischen Forschung wieder aufzuwerten, darf nicht heissen, der Struktur jegliche Wirkungsmacht abzusprechen. Andererseits droht gerade vom heutigen Fokus auf die Sprache eine gewisse Verabsolutierungsgefahr. Unter dem nebulösen Begriff ‹Diskurs› werden den Akteuren zum Teil nicht weniger enge Fesseln angelegt, als dies unter dem Begriff ‹Struktur› der Fall war. Kritiker der Neuen Kulturgeschichte verweisen auf die Problematik «*subjektloser ‹Strukturen› und ‹Diskurse›, die oft wie selbständig agierende Subjekte dargestellt wurden* (...)».[16] Bemängelt wird ausserdem die geradezu reaktionäre Tendenz der «*Verabsolutierung einer strukturellen oder einer akteursorientierten Perspektive, so als ob die Frage nach den Menschen und den Verhältnissen zumindest prinzipiell als eine alternative entscheidbar wäre*».[17] Einen Versuch, diese Extrempositionen dialektisch zu überwinden, stellt die Kulturgeschichte des Politischen dar. Dieser Ansatz, dem sich auch die vorliegende Studie verpflichtet fühlt, legt den Schwerpunkt auf das Handeln als Nahtstelle zwischen Sein und Bewusstsein, ohne jedoch das Verhältnis zwischen ‹Struktur›, ‹Handlung› und ‹Sprache› in irgendeine Richtung zu Ungunsten der anderen beiden Komponenten auflösen zu wollen.

Eine Kulturgeschichte des Politischen

Am Anfang der Entwicklung hin zu einer Kulturgeschichte des Politischen stand die thematische Erweiterung der Historischen Sozialwissenschaft in Richtung einer ‹Politischen Sozialgeschichte›.[18] Ein nächster Schritt leitete eine akteurs- und handlungszentrierte Erneuerung der politischen Sozialgeschichte ein. Damit einher ging eine Öffnung der politischen Sozialgeschichte für die symbolische/kulturelle Dimension des Handelns. Hier erwies sich namentlich das Konzept der politischen Kultur der beiden

---

15 Hans-Ulrich Wehler, Kommentar, in: Mergel/Welskopp (Hg.), Geschichte, S. 351–366, hier S. 353. Vgl. auch Suter, Bauernkrieg von 1653, S. 32–35.

16 Otto Gerhard Oexle, Geschichte als Historische Kulturwissenschaft, in: Hardtwig/Wehler (Hg.), Kulturgeschichte, S. 14–40, hier S. 14.

17 Thomas Welskopp, Der Mensch und die Verhältnisse ‹Handeln› und ‹Struktur› bei Max Weber und Anthony Giddens, in: Mergel/Welskopp (Hg.), Geschichte, S. 39–70, hier S. 42.

18 Vgl. dazu die Ausführungen bei Suter, Bauernkrieg von 1653, S. 35f.

Politikwissenschafter Gabriel A. Almond und Sidney Verba als wegweisend. Als dritter Schritt positioniert sich die Kulturgeschichte des Politischen mittlerweile klar als Bestandteil der Neuen Kulturgeschichte.[19] So formuliert etwa ein aktueller Sammelband einen «*Appell zu einer postmodernen, theoriegeleiteten Geschichte des Politischen*» und widmet sich der Frage, «*auf welche Weise und mit welchen Ergebnissen die sogenannte kulturalistische Wende für die Politische Geschichte fruchtbar gemacht worden ist und zukünftig noch gemacht werden kann*». Die darin vorgelegten Beiträge betrachten auch die politische Geschichte aus konstruktivistischer Perspektive, die als «*die fundamentale Konstituierung der sozialen Welt durch Symbolsysteme im weitesten Sinne, allen voran die Sprache*» verstanden wird. Das Anliegen einer Kulturgeschichte des Politischen, so die Schlussfolgerung,

> «*ist also die Dekonstruktion jedes überhistorisch-universalisierenden und essentialistischen Verständnisses politischer Handlungsformen und Institutionen, Wertvorstellungen und Motive. Der Weg dazu führt über die Rekonstruktion von Diskursen, Praktiken und Objektivationen, in denen sich die zeitgenössischen Bedeutungsstrukturen greifen lassen, ohne die wiederum die zeitgenössischen Macht- und Herrschaftsstrukturen nicht angemessen zu verstehen sind*».[20]

Kritiker der Kulturgeschichte des Politischen haben versucht, deren Wirkungsfeld auf Symbolik im engeren Sinne oder ‹Symbole zweiter Ordnung› einzuschränken, nämlich auf

> «*eine besondere Spezies von Zeichen, die in verdichteter (verbaler, visueller, gegenständlicher oder gestischer), nichtdiskursiver Form über sich selbst hinaus auf etwas anderes, auf einen grösseren Zusammenhang verweisen, also sprachliche Metaphern, Bilder, Artefakte, Gebärden, komplexe symbolische Handlungssequenzen wie Rituale und Zeremonien, aber auch symbolische Narrationen usf.*».[21]

Dieser ‹symbolischen› Politik würde dann eine ‹reale› – und entsprechend wesentlich relevantere – Politik gegenüberstehen. Diesen Symbolen zweiter Ordnung sind in der Tat viele bisherige Abhandlungen der Kulturgeschichte des Politischen gewidmet. Doch Kulturgeschichte umfasst eben mehr, denn «*Macht ist nicht etwa das Reale, dem Fahnen und Feste als das Symbolische gegenüberstehen*», vielmehr lässt sich jede Form

---

[19] Synonym zu ‹Kulturgeschichte des Politischen› wird auch der Begriff ‹Neue Politikgeschichte› verwendet. Vgl. Stollberg-Rilinger, Kulturgeschichte (Einleitung), S. 24. Zur Transformation der Politischen Sozialgeschichte in eine Kulturgeschichte des Politischen vgl. Suter, Kulturgeschichte.

[20] Stollberg-Rilinger, Kulturgeschichte (Vorwort/Einleitung), hier S. 5, 9, 11 u. 13.

[21] Stollberg-Rilinger, Kulturgeschichte (Vorwort/Einleitung), S. 11.

von (politischem) Handeln als «*eine an Codes orientierte Programmierung*» lesen.[22]

In einem umfassenderen Verständnis von Kulturgeschichte des Politischen werden also ‹Symbole erster Art› untersucht, das heisst Zuschreibungen, die für grundlegende politische Denkmuster konstitutiv sind. Es geht darum, «*Gegenüberstellungen wie die von ‹symbolischer› und ‹realer› Politik, von Schein und Sein, Form und Inhalt, von Deutungssystemen einerseits und Macht-, Herrschafts- und Interessenstrukturen andererseits aufzubrechen*». Das Interesse ist also darauf gerichtet, «*zu zeigen, welch fundamentale Rolle symbolische Praktiken und diskursive Strukturen schon bei der Konstitution von politischen Institutionen, Ordnungskategorien, Geltungs- und nicht zuletzt Herrschaftsansprüchen spielen*».[23]

Was dieser Dekodierungsprozess bezweckt und was nicht, lässt sich am Beispiel des politischen Mythos veranschaulichen: «*Wer einen politischen Mythos als sachlich unzutreffend entlarvte, hätte, wie es früher beim Deutschen Aufsatz hiess, einfach nur das Thema verfehlt.*» Es geht also keineswegs darum, dekodierten Zeichensystemen ihre Wirkungsmacht abzusprechen. Konstruierte Wirklichkeiten zu entschlüsseln hat vielmehr zum Ziel, ihr Funktionieren zu verstehen: «*Relevant ist* (...) *die Wirkmächtigkeit dieser Konstruktion in der Geschichte, und diese Wirkmächtigkeit muss erklärt werden. Auf welche Bedürfnisse reagiert ein politischer Mythos? Wie entsteht er? Was sind seine Aufgaben?*»[24]

Die Postmoderne problematisiert das Selbstverständnis der Moderne aber nicht nur dadurch, dass sie ihre konstitutiven Begriffe und Denkmuster dekonstruiert, sondern auch dadurch, dass sie alternative Denk- und Orientierungshorizonte zur Moderne wieder ernst nimmt. Auch hier leistet die Kulturgeschichte des Politischen einen wichtigen Beitrag. Sie fragt «*nach den Gegenwelten, die von den Zeitgenossinnen und Zeitgenossen gegen ‹moderne› Zurichtungen ihrer Lebens- und Arbeitsweisen entworfen wurden*»[25]. Dieses Vorgehen lässt sich beispielsweise anwenden, wenn es darum geht, die Geschichte der Moderne gleichsam um eine Geschichte der damaligen Verlierer zu ergänzen. Diese Verliererseite zeichnet sich in der Regel durch

---

22 Rainer Walz, Der Begriff der Kultur in der Systemtheorie, in: Stollberg-Rillinger (Hg.), Kulturgeschichte, S. 97–113, hier S. 110.

23 Stollberg-Rillinger, Kulturgeschichte (Einleitung), S. 16.

24 Frank Becker, Begriff und Bedeutung des politischen Mythos, in: Stollberg-Rillinger (Hg.), Kulturgeschichte, S. 129–148, hier S. 130.

25 Daniel, Kompedium, S. 304.

«‹wilde› Formen des (meist: kollektiven) Verhaltens [aus], *die dem aus einer* [geografisch und zeitlich] *fremden Kultur kommenden Beobachter auf den ersten Blick unverständlich erscheinen, sich aber bei genauerem Hinsehen als durchaus sinnvoll erweisen. Auf diese Weise ist durch den ‹ethnologischen Blick› eine Vielzahl von Erscheinungen zum Gegenstand ernsthafter historischer Analyse geworden, der frühere Generationen nur mit abschätziger Ignoranz begegnet sind.»*[26]

Politische Ereignisse als Zugang zur Innenperspektive

Wo und wie werden die hier interessierenden Phänomene nun empirisch fassbar? In erster Linie in Konfliktsituationen, in denen vormoderne (resp. antimoderne) und moderne Denkmuster aufeinandertreffen. Die Analyse solcher Momente lässt sich mit theoretischen Überlegungen zum Begriff des (politischen) Ereignisses angehen. Andreas Suter und Manfred Hettling definieren ein Ereignis als Sequenz von Handlungen, die sich durch drei Kriterien auszeichnen: Erstens ist ein Ereignis etwas Besonderes, das sich durch das Moment des Erschütternden, Überraschenden vom blossen Geschehen unterscheidet. Zweitens ist ein Ereignis eine Erfahrung kollektiver Natur, die sich in einem sozial geteilten Erfahrungsraum und Erwartungshorizont abspielt. Und drittens kommt einem Ereignis durch kollektive Bedeutungszuschreibungen eine strukturverändernde Wirkung zu:

«Was in einer Gesellschaft als politisches ‹event› oder ‹non-event› gilt, ist kulturell definiert, entsteht als Ergebnis komplexer Zuschreibungs- und Kommunikationsprozesse (...). *Deshalb ist die Analyse der politischen Semantik* (...), *mit deren Hilfe Diskursgemeinschaften Ereignisse herstellen* (...), *für die Geschichte politischer Ereignisse zentral.»*[27]

Die Fülle von möglichen Ereignissen und Ereignisketten lässt sich in unserem Fall auf Beispiele reduzieren, bei denen sich Protest und Widerstand gegen die Moderne artikulieren. Die sprachliche und symbolische Kommunikation im Umfeld solcher Ereignisse deckt die politischen, religiösen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten in Gebieten traditionalistischer Ausrichtung besonders gut auf.[28]

---

[26] Thomas Sokoll, Kulturanthropologie und Historische Sozialwissenschaft, in: Mergel/Welskopp (Hg.), Geschichte, S. 233–272, hier S. 262.

[27] Andreas Suter, Manfred Hettling, Struktur und Ereignis – Wege zu einer Sozialgeschichte des Ereignisses, in: Dies. (Hg.), Struktur und Ereignis, (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 29), Göttingen 2001, S. 7–32, hier S. 23–26. Zitat Suter, Kulturgeschichte, S. 30. Ebenso ders., Bauernkrieg von 1653, S. 11f.

[28] Zum ‹hidden transcript›, das in ereignishaften Krisenphasen in den Quellen fassbar wird, vgl. Suter, Vormoderne und moderne Demokratie, S. 234f. Siehe auch Aram Mattioli, Die

Für die Geschichtswissenschaft bildete diese ‹Verliererseite› aus Sicht der Moderne lange Zeit kein relevantes Forschungsfeld. Dies lässt sich exemplarisch an der Epoche der Helvetik illustrieren:

> «[B]*is in die 80er Jahre des 20. Jahrhunderts war das hartnäckige Festhalten an der alten Landsgemeindeverfassung, der Kampf gegen die Ideale der Aufklärung und der Französischen Revolution* (...) *von einer als aufgeklärt-fortschrittlich sich verstehenden Geschichtsschreibung vorschnell als rückwärtsgerichtet, antimodernistisch, reaktionär oder gar irrational abqualifiziert und als nicht untersuchungswürdig betrachtet worden.*»[29]

Ähnlichkeiten mit dem Vorwurf der Irrationalität lässt die Anschuldigung erkennen, «*wonach die Bevölkerung von den Aristokraten und dem Klerus zum aussichtslosen militärischen Widerstand verführt worden sei*».[30] Als kaum aufschlussreicher erweist sich die katholisch-konservative Geschichtsschreibung selber, die den eigenen Widerstand als Heroismus feiert und ihn genauso wenig reflektiert und erklärt wie die Gegenseite.

Diesen Deutungsmustern halten nun neuere Forschungsarbeiten Erklärungsansätze entgegen, die dem damaligen rückwärtsgerichteten Handeln durchaus eine innere Logik zugestehen und diese zu erklären suchen. Die Herausforderung liegt darin, mittels geeignetem methodischem Vorgehen die Innenperspektive und Selbstwahrnehmung der Akteure und ihre handlungsleitenden Motive zu erschliessen. Eine in diesem Sinn verstandene Rekonstruktionsarbeit soll aufzeigen, dass sie «*politisch verantwortungsvoll handelnde Subjekte* (...) *mit einer eigenen Handlungsrationalität und -strategie*» waren. «*Ihr Handeln war in ihrer politischen Kultur und Erfahrung, ihrer Lebenswelt, ihrem Rechtsverständnis, ihrer sozialen und wirtschaftlichen Interessenlage sowie in ihrer konfessionellen und regionalen respektive lokalen Identität verankert.*»[31]

Mit der dem Ereignis übergeordneten Ebene von Ereignisketten respektive Phasen, in denen sich historische Ereignisse besonders häufen, hat

---

Moderne und ihre Kritiker. Zur seismographischen Qualität antimodernistischer Einstellungen im Kanton Fribourg, in: Andreas Ernst, Erich Wigger (Hg.). Die neue Schweiz? Eine Gesellschaft zwischen Integration und Polarisierung (1910–1930), Zürich 1996, S. 107–125.

29 Suter, Direkte Demokratie, S. 235.

30 Alban Norbert Lüber, Das Volk und seine Überlieferung. Skizzen zum Widerstand der Oberwalliser 1798/1799 gegen die Franzosen und die Helvetik in den Quellen ‹von unten›, in: Simon (Hg.), Widerstand, S. 127–142, hier S. 127.

31 Z'Graggen, Tyrannenmord, S. 24. Zur hier erörterten Vorstellung rational handelnder politischer Akteure vgl. ebenso Suter, Bauernkrieg von 1653, S. 39f. (mit weiteren Belegen). Weitere Beispiele für die Innenperspektive siehe Vogel, Hintergründe sowie Adler, Direkte Demokratie. Vogel, ‹Hirtenhemmli›-Aufstand bietet S. 13–22 einen Überblick über die neuere Forschung zur Helvetik.

sich der französische Historiker Pierre Rosanvallon unter dem Begriff ‹historische Knoten› beschäftigt. Er sieht diese als Zeitspannen konzentrierter gesellschaftlicher Spannung und Aktivität, die einen besonders fruchtbaren Nährboden für die Manifestation neuer kultureller, sozialer und politischer Phänomene und Realitäten bilden. Historische Knoten werden in der vorliegenden Studie in zwei Schwerpunkt-Kapiteln – zum Hochverratsprozess 1847/48 und zum Lehrplanstreit 1890–1900 – besonders berücksichtigt.[32]

3 Untersuchungsgegenstand und Inhaltsangabe

Widerstand gegen die Moderne im Alpenraum

Der Blick der vorliegenden Studie richtet sich also auf das Widerstandsverhalten unter vormodernen Vorzeichen sowie auf den Konstruktionsprozess mentaler Gegenentwürfe zur Moderne (der sich durchaus auch moderner Mittel bediente). Wo aber finden sich in den Quellen des 18. und 19. Jahrhunderts – abgesehen von den aristokratischen Profiteuren innerhalb der absolutistischen Gesellschaftspyramide – kritische Stimmen gegen die Moderne? Man muss tatsächlich sehr genau hinhören, denn die damaligen Veränderungsprozesse setzten sich schnell und breit durch. Durch den Siegeszug der Moderne erlangten nämlich breite Bevölkerungsteile erstmals umfassende politische Freiheiten und Rechte. Doch es gab vereinzelt auch Stimmen ‹von unten›, die diese politische Vision nicht bejahten. In Mitteleuropa sind dies namentlich die Landsgemeindedemokratien in der heutigen Schweiz (die Innerschweiz, die beiden Appenzell, Glarus, das Oberwallis und die Republik der Drei Bünde). Aus ihrer Perspektive hatten sich die (politischen) Versprechungen der Moderne bereits erfüllt, ja sie betrachteten den angeblichen Fortschritt der Moderne geradezu als Rückschritt.

Die Anfänge der Landsgemeindedemokratien reichen weit hinter die politische Aufklärung des 18. Jahrhunderts zurück. Ihre Entstehung ist dabei weniger einem fundierten staatspolitischen Reflexionsprozess zuzuschreiben als vielmehr der Kargheit des alpinen Lebensraums. Dieser verunmöglichte einerseits die Herausbildung eines ausgeprägten politischen Machtgefälles und verlangte andererseits nach genossenschaftlichen Nutzungsformen und Gemeinschaftsarbeit. Von diesen klimatischen und topografischen Sachzwängen her war der Schritt zu einem pragmatischen Kommunalismus nicht weit.[33]

---

[32] Zu Rosanvallons Konzept vgl. SCHAFFNER, Direkte Demokratie, S. 191f. Ferner ADLER, Direkte Demokratie, S. 12 und WICKLI, Politische Kultur, S. 15f. u. 24f.

[33] Vgl. dazu die Ausführungen von Arnold Niederer: «*Die Alpenlandschaft war wegen ihrer schweren Zugänglichkeit und ihrer geringen wirtschaftlichen Ertragsfähigkeit für die Grund-*

Die Landsgemeindedemokratien nahmen nun nicht etwa die politischen Grundsätze der Aufklärung vorweg. Sie verstanden sich vielmehr als Erben siegreicher Vorfahren, die sich die Positionen der ehemaligen Landesfürsten erkämpft hatten. Dabei belegen die mit strenger Hand beherrschten Untertanenlande, dass die Landsgemeindedemokratien sich nicht etwa in Opposition, sondern klar als Bestandteil des feudalen Weltbildes definierten. Nichtsdestotrotz – oder vielmehr gerade wegen ihres landesfürstlichen Selbstverständnisses – widersetzten sie sich politischen Neuerungen weitgehend. Und die scheinbare Verlockung politischer Freiheiten und Rechte vermochte auch nicht als Initialzündung für weitere Modernisierungsprozesse zu dienen.

Die einzelnen Forschungsarbeiten zur Innenperspektive der Landsgemeindedemokratien führen je nach Fragestellung und Quellenkorpus politische, konfessionelle und/oder wirtschaftliche Argumente für die jeweils in Erscheinung tretenden traditionalistischen Verhaltensmuster an.[34] Auf einer etwas abstrakteren Ebene betrachtet, prallen zwischen Moderne und alpinem Widerstand unterschiedliche Auffassungen der Organisation von Raum und Zeit aufeinander. Namentlich Sandro Guzzi hat diese These auf der Grundlage eigener und fremder Forschungsergebnisse in verschiedenen Aufsätzen zur Helvetik theoretisch vertreten.

Zwar erhoben sich auch im Flachland Widerstände in ländlichen, peripheren Gebieten mit beschränktem wirtschaftlichem Potenzial. Doch Guzzi betont diesbezüglich die Konzentration auf den alpinen Raum: «*Der traditionalistische Aufruhr* (...) *erfasste im wesentlichen das Alpen- und Voralpengebiet, marginale Landesteile, die relativ abseits von den politisch-ökonomischen Zentren lagen und in denen Gewerbe, Industrie und teilweise auch der Handel weniger bedeutend waren.*» Seine Quellenstudien vor dem Hintergrund dieser geografischen und sozioökonomischen Gegebenheiten zeigen, dass «[d]*ie antirepublikanische Opposition im Alpen- und Voralpengebiet sich stets auf die Vorstellung eines in jeder Beziehung segmentierten Raums und einer sich grundsätzlich wiederholenden zirkulären Zeit*» bezog. Dem stellten die Regimes, die aus der Französischen Revolution

---

herrschaften und die Landesherrschaften zu wenig interessant, als dass sich eine kostspielige Verwaltung gelohnt hätte. Das durch die Gebirgsnatur gegebene Vakuum ermöglichte einigen Gebieten der Alpen ein Sonderdasein mit weitgehender Selbstverwaltung, die im Flachland unmöglich gewesen wäre.» (Niederer, Alpine Alltagskultur, S. 261).

[34] Neben den zahlreichen Studien zur Helvetik vgl. Adler, Direkte Demokratie; Bossard-Borner, Spannungsfeld; Niklaus von Flüe, Obwalden 1848–1888. Die Einordnung in den Bundesstaat, Sarnen 2004; Erwin Horat, Patriotismus, Politik und Neinsager. Der Kanton Schwyz vom Eintritt in den Bundesstaat bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, Einsiedeln 1999. Zudem Alexandra Binnenkade, Aram Mattioli (Hg.), Die Innerschweiz im frühen Bundesstaat (1848–1874). Gesellschaftsgeschichtliche Annäherungen, Zürich 1999.

hervorgingen, eine völlig neue konträre Zeit-Raum-Vorstellung entgegen: «*Sie setzten eine lineare, dem Fortschritt und dem Wachstum zustrebende Zeit und einen homogenen, zentralisierten Raum für ihre Politik voraus.*» Aus dieser Perspektive begegneten sie dem ländlichen Traditionalismus mit Abneigung. Dieser, so Guzzi an anderer Stelle,

> «*wurde oft als Produkt von Ignoranz und Unverständnis interpretiert: damit wurde übersehen, dass er eine grundlegende Logik jener Gesellschaft reproduzierte, dessen Ausdruck er war. Die Erhaltung der Tradition, d.h. die Kontinuität und Stabilität der Lebensbedingungen, war für eine technisch wenig entwickelte Gesellschaft eine massgebliche Gleichgewichtsbedingung. Denn in einem Kontext niedriger Produktivität war das zentrale Anliegen und zugleich die Hauptsorge nicht das Wachstum, sondern die Stabilität.*»[35]

Die andere Moderne: Gegenentwürfe aus der Peripherie

Die bisherigen Ausführungen betrafen die Gründe für den Widerstand der Landsgemeindedemokratien gegen die Moderne im späten 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die anschliessende Frage lautet nun, wie sich diese Gebiete mit der Moderne arrangierten, als sie nach 1850 in den Sog weltwirtschaftlicher Umwälzungen gerieten und von einer daraus resultierenden Innovationskrise erfasst wurden. Auch politisch leitete der liberale Bundesstaat einen neuen Kurs ein, der die Verliererseite des Sonderbundskrieges befremden musste. Die Frage nach den Reaktionen stellt sich umso mehr, als die bisherige Strategie einer Verteidigung der vormodernen (alpinen) ‹Stabilität› gescheitert war. Ausgangslage nach 1850 bildete vielmehr die Gefahr einer ‹neuen Instabilität› in peripher gelegenen Gebieten, der mit den traditionellen Instrumenten nicht beizukommen war.

Ansätze, diese politische, wirtschaftliche und kulturelle ‹Krise› (ein zeitgenössischer Begriff) zu interpretieren, haben bereits verschiedene Disziplinen vorgelegt. Dazu gehören die volkskundlichen Studien zur

---

[35] Zitate (in dieser Reihenfolge) Guzzi, Widerstand, S. 87; ders., Nationalisierung, S. 134; ders., Widerstand, S. 98 u. 96. Vgl. ebenso ders., Kleine Heimat, grosser Raum. Überlegungen zu politischer Integration und lokalem Widerstand aus historischer Sicht, in: Simone Chiquet, Albert Schnyder Burghartz (Hg.), Die Schweiz und ihr Europa. Nation, Region, Identität, (Traverse, 3/1994), S. 144–160 sowie ders., Logik des traditionalistischen Aufstandes. Revolten gegen die Helvetische Republik (1798–1803), in: Historische Anthropologie 9, 2001, S. 233–253. Die hier erwähnten Aufsätze von Sandro Guzzi beruhen auf seiner Dissertation Logiche della rivolta rurale. Insurrezioni contro la Reppublica Elvetica nel Ticino meridionale (1798–1803), Mailand 1994. Den ‹segmentierten Raum› betreffend, verweist Guzzi auf Studien von Andreas Suter, Werner Trossbach und Christian Simon (vgl. Guzzi, Widerstand, S. 98, Anm. 22). Ähnliche Überlegungen wie Guzzi auch bei Niederer, Alpine Alltagskultur, S. 366f.

materiellen und immateriellen alpinen Kultur in der Tradition von Richard Weiss und Arnold Niederer. Sie halten fest, dass der wirtschaftliche Wandel im Alpenraum in der Regel dem soziokulturellen vorausgeht. Da der wirtschaftliche Wandel in den Alpen häufig später eintritt als im Unterland, lasse sich die alpine Peripherie als kultureller Beharrungsraum definieren. Negativ formuliert könnte man in Anlehnung an Richard Weiss von einer alpinen Kulturretardierung aufgrund eines ökonomisch bedingten Zwangskonservatismus sprechen. Die etwas positivere Deutung besagt, dass aufgrund der alpinen Erstarrung und Abschottung Traditionen – allerdings in einer häufig konstruierten und statischen Form – länger erhalten blieben, als es der wirtschaftlichen Logik entsprechen würde.[36]

Dennoch wird dem Alpenraum in der aktuellen Forschung durchaus eine selektive Innovationsfähigkeit zugesprochen – dies im Gegensatz zur hergebrachten liberalen Sicht. Zu Recht weist der Band ‹Tradition und Moderne› aus der Reihe ‹Geschichte der Alpen› darauf hin, dass

> *«die Komplexität der Änderungen im alpinen Raum in den letzten beiden Jahrhunderten (...) nur richtig verstanden werden kann, wenn eine Vielzahl von Paradoxen und Mehrdeutigkeiten integriert wird. Historische und anthropologische Forschungen legen dar, dass sowohl Einzelpersonen als auch Gemeinschaften in gewissen Bereichen konservative Haltungen einnehmen und gleichzeitig in anderen Bereichen Innovationen befürworten konnten: dass alpine Gesellschaften gleichzeitig endogame Geschlossenheit und ökonomische Offenheit aufweisen konnten (...) und dass Rückständigkeit heute sogar nützlich für eine erfolgreiche Modernisierung im Sinn einer alpinen Authentizität sein kann.»*[37]

---

36 Vgl. den Sammelband Niederer, Alpine Alltagskultur. Zur hier vorgenommenen Definition der alpinen Peripherie vgl. bspw. auch die Indikatoren ‹Urbanisierung›, ‹Transitverkehr› und ‹Tourismus› bei Reto Furter, Hintergrund des Alpendiskurses: Indikatoren und Karten, in: Mathieu/Boscani Leoni (Hg.), Alpen, S. 73–96. Vgl. zudem Norman Backhaus, Claude Reichler u.a., Ein Landschaftsmodell für den Alpenraum. Erkenntnisse aus einem schweizerischen Forschungsprogramm, in: Geschichte der Alpen 12, 2007, S. 307–321 sowie e-HLS, ‹Region› (François Walter, Stand 20/08/2010) und Fritzsche/Frey u.a., Strukturatlas. Zu den Begriffen ‹Zwangskonservatismus›, ‹Traditionsstauung›, ‹Kulturretardierung› (die auf Richard Weiss zurückgehen) vgl. Niederer, Alpine Alltagskultur, z.B. S. 90 sowie Bätzing, Alpen, S. 78f. u. 254–270. Auch hier wird – wie schon beim Begriff ‹alpine Peripherie› – eine ähnliche argumentative Stossrichtung in der angewandten Geografie/Raumplanung ersichtlich.

37 Pier Paolo Viazzo, Übergänge zur Modernität im alpinen Bereich. Dichotomien, Paradoxe, offene Fragen, in: Geschichte der Alpen 12, 2007, S. 13–28, hier S. 13. Tatsächlich ist heute eine transdisziplinäre ‹neue Alpendiskussion› an Stelle des volkskundlichen alpinen Diskurses getreten. Vgl. dazu Werner Bätzing, Der Stellenwert der Arbeiten Arnold Niederers zur alpinen Alltagskultur im Kontext der aktuellen Alpen-Diskussion, in: Niederer, Alpine Alltagskultur, S. 11–16. Die Volkskunde selber ist etwa durch Arbeiten von Thomas Antonietti zum Kanton Wallis vertreten. Zum geschichtswissenschaftlichen

Ein zweiter hier relevanter Forschungsbereich betrifft die Entstehung der direkten Demokratie in der Schweiz in den 1860er-Jahren. Dazu lassen sich grundsätzlich drei Standpunkte ausmachen. Am Anfang steht die Kontinuitätsthese, die von den alten Landsgemeindedemokratien zur direktdemokratischen Form der heutigen Schweiz eine direkte, ununterbrochene Entwicklung postuliert (in Graubünden namentlich durch Peter Liver vertreten). Gegenpol dazu bildet die Verdrängungstheorie, wie sie vor allem Alfred Kölz vertreten hat. Demnach bedeutet die Rezeption des modernen Staatsverständnisses einen Bruch mit dem vormodernen Denken. Immerhin definiert er seine «*Verdrängungstheorie auf dem Boden besonders günstiger Rezeptionsvoraussetzungen*».

Zwischen diesen zwei Positionen steht die Verschmelzungstheorie. Diese unterscheidet einerseits zwischen vormodernem und modernem Demokratieverständnis und verneint die Vorstellung einer diesbezüglichen ‹longue durée› ohne Brüche. Andererseits stellt sie einen direkten Zusammenhang zwischen der vormodernen Landsgemeindedemokratie und der Entwicklung der direktdemokratischen Partizipationsrechte im 19. Jahrhundert her. Die vorliegende Studie beobachtet die Entwicklung aus der Innenperspektive der ehemaligen Landsgemeindedemokratien und lehnt sich ebenfalls an die Verschmelzungstheorie an.[38]

Aus religiös-konfessioneller Perspektive erweisen sich hier die Forschungsarbeiten zum Verhältnis von Katholizismus und Moderne als relevant, wie sie namentlich Urs Altermatt initiiert hat. Diese Studien zeigen, wie der Katholizismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allmählich den Schock des verlorenen Sonderbundskrieges überwand, der «*unter der konfessionellen Oberfläche ein Konflikt zwischen Tradition und Moderne, zwischen Landschaft und Stadt, zwischen Peripherie und Zentrum*» gewesen war. Aus dem Kulturkampf und den Auseinandersetzungen um die

---

Beitrag vgl. die eben erwähnte Publikationsreihe ‹Geschichte der Alpen› (namentlich die theoretischen Überlegungen von Jean-François Bergier, Vom Alpenübergang zum Alpenraum Bd. 1, S. 11–21) sowie Bergier/Guzzi (Hg.), Découverte des Alpes.

38 Zitat Kölz, Verfassungsgeschichte 1, S. 627. Zur Verschmelzungstheorie vgl. z.B. Möckli, Landsgemeinde-Demokratien, S. 13: «*Aus der Vermischung autochthon-traditioneller und ausländisch-moderner Demokratieideen ist die moderne schweizerische Referendumsdemokratie herausgewachsen.*» Vgl. zudem den Sammelband Auer (Hg.), Direkte Demokratie sowie René Roca, ‹Alte› und ‹neue› Gemeindefreiheit als Fundament. Die historischen Wurzeln der schweizerischen direkten Demokratie. Forschungsbericht, in: SZG 2006, S. 187–198. Zur späten Rezeption des Begriffs ‹direkte Demokratie› vgl. Suter, Direkte Demokratie, S. 229. Zur Verwendung des Begriffs ‹direkte Demokratie› anstatt des präziseren Begriffs ‹halbdirekte Demokratie› vgl. Suter, Vormoderne und moderne Demokratie, S. 231f., Anm. 3 sowie die Begriffsklärungen in ders., Direkte Demokratie, S. 270–273. Siehe auch ‹Demokratie›, in: HLS III, S. 632–639 (Georg Kreis).

Bundesverfassungsrevisionen der 1870er-Jahre ging der Katholizismus gestärkt hervor. Altermatt zieht dabei folgende Bilanz:

> «*1. Die Bedrohung des Kulturkampfes und damit indirekt der Säkularisierung führte im römisch-katholischen Bevölkerungsteil zu einer ungeahnten Mobilisierung von religiös-politischen Defensivkräften* (…).
>
> *2. Der Aussendruck förderte die innere Gruppenkohäsion. Das katholische Milieu homogenisierte sich.* (…)
>
> *3. Im Kulturkampf gewannen die Kirche, der Klerus und die Hierarchie an Bedeutung, da sie dem freisinnigen Staat als einzige Institution wirksame Opposition zu leisten vermochten.*»[39]

Ein weiterer Aspekt, der hier von Interesse ist, bildet die Erforschung idealistischer Weltbilder, die im 19. Jahrhundert in ganz Europa Konjunktur hatten: Idealismus im Allgemeinen, (Sprach-)Nationalismus, schliesslich die (spät-)romantischen Strömungen, die der Alpenraum besonders breit rezipiert hat. Die Auseinandersetzung mit diesen Weltbildern und ihrer Erforschung erklärt die gerade auch in der alpinen Peripherie feststellbare Überhöhung der eigenen Geschichte, Sprache, Kultur und Traditionen. Die aktuelle Forschung betont mit Nachdruck den konstruktivistischen Charakter dieser mentalen Prozesse. Zentral sind dabei nach wie vor Benedict Andersons Ansatz der Nation als ‹vorgestellter Gesellschaft› und Eric Hobsbawms Konzept der ‹Invention of Tradition›.[40]

---

[39] Zitate Altermatt, Katholizismus und Moderne, S. 136 u. 221. Neben Altermatts eigenen Schriften vgl. die Reihe ‹Religion – Politik – Gesellschaft in der Schweiz› der Universität Freiburg. Marco Jorio u.a. haben mittlerweile Altermatts Vorstellung von einem Rückzug des Schweizer Katholizismus «*in die kantonalen Bastionen oder gar in ein Ghetto*» relativiert. Jorio verweist nicht nur auf die Rolle der liberalen Katholiken auf Bundesebene, sondern auch darauf, dass sich die Katholisch-Konservativen nicht scheuten «[i]*n ihrem Kampf gegen die neuen Herren im Bund* (…) *sofort die Instrumente einzusetzen, welche ihnen der junge Bundesstaat bot, wie etwa das Mittel der Petition.*» (Beide Zitate Jorio, Rückzug und Integration, S. 100. Vgl. auch ders., Bund des Sonderbundes, S. 256f.). Siehe zudem Victor Conzemius, Der Sonderbundskrieg als Beginn eines katholischen Traumas?, in: Urban Fink, Hilmar Gernet (Bearb.), 1998 – Das Ende von Religion, Politik und Gesellschaft? Eine Annäherung an das Jubiläumsjahr im Zeitraffer, Solothurn 1997, S. 63–78. Zur grundsätzlichen Problematik der Katholizismusforschung unter dem Milieu- und Mentalitäten-Aspekt (‹überhöhte Konfessionalität›, ‹Unschärfe›) vgl. Tobias Dietrich, Konfession im Dorf. Westeuropäische Erfahrungen im 19. Jahrhundert, Köln 2004. Dietrich plädiert stattdessen für den Ansatz der vergleichenden Mikrogeschichte. Vgl. auch Franziska Metzger, Religion, Geschichte, Nation. Katholische Geschichtsschreibung in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert – kommunikationstheoretische Perspektiven, Stuttgart 2010.

[40] Siehe Benedict Anderson, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Erw. Neuausg., Frankfurt 1996 sowie Eric Hobsbawm, Das Erfinden von Traditionen, in: Conrad/Kessel (Hg.), Kultur & Geschichte, S. 97–118. Weitere Literatur zum Sprachnationalismus siehe unten, Anm. 1300 u. 1313.

Allen Disziplinen und Forschungsansätzen gemeinsam sind grundsätzlich zwei Schlussfolgerungen: Zum einen ist dem kulturellen Konstruktionsprozess zu Gute zu halten, dass – wie oben im volkskundlichen Kontext ausgeführt – vom Untergang bedrohte Traditionen sich so länger behaupten konnten. Zudem lässt sich gerade für den Alpenraum festhalten, dass den konservativen Bewegungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts «*wichtige Hemm- und Bremsfunktionen zukamen* (...)».[41] Durch diese Retardierung gestaltete sich der Modernisierungsprozess etwas sanfter, unter stärkerer Berücksichtigung regionaler Bedürfnisse.

Zum anderen hat die Forschung herausgearbeitet, dass die mentalen Konstruktionsprozesse der Zeit nach 1870 von einer ausgesprochen defensiven Aufgeregtheit gekennzeichnet waren. Diese Entwicklung führte zur Herausbildung eines homogenen Milieus, das sich in einer Art Ausnahmezustand befand. Oder, um es mit dem Marxschen Begriffspaar auszudrücken, das Generationen von Historikern und Soziologen umgetrieben hat: Vor 1870 waren ‹Sein› und ‹Bewusstsein› im Untersuchungsgebiet traditionalistisch, nach 1950 zunehmend modernistisch orientiert. In der Zwischenphase verweigerte sich das ‹Bewusstsein› der Moderne weitgehend. Nicht von ungefähr stellt Altermatt in Bezug auf den Katholizismus fest: «*Auf die jahrhundertealte Kirchengeschichte bezogen, bildet die Zeitspanne von 1850 bis 1950 eine Ausnahmeperiode. In diesen 100 Jahren deckten sich Doktrin und Praxis in einem vorher und nachher nie mehr erreichten Ausmass.*»

Diese Erkenntnisse, soviel sei hier vorweggenommen, bestätigen sich in der vorliegenden Studie auch in Bezug auf politische, wirtschaftliche, kulturelle und sprachliche Aspekte. Diese ideologische Verweigerungshaltung ignorierte letzten Endes ebenso die im eigenen Raum schleichend einsetzenden Modernisierungsprozesse. So fährt Altermatt mit Blick auf die Entwicklung nach 1950 fort: «*Es lässt sich sogar die provokative These aufstellen, dass der Rückgang in der religiösen Praxis der Durchschnittskatholiken eine Rückkehr zur historischen Normalität darstellt. Der moderne religiöse Synkretismus hat vermutlich eine grosse Ähnlichkeit mit der vormodernen Situation.*»[42]

---

41 ALTERMATT, Katholizismus und Moderne, S. 59. Ähnlich MERGEL, Modernisierungstheorie, S. 210: «[D]*ie regionalen, sozialen und konfessionellen Submilieus zeigten sich nicht nur als Modernisierungshindernis, sondern auch als Schutz gegenüber einem autoritären Staat.*»

42 Beide Zitate ALTERMATT, Katholizismus und Moderne, S. 67. Ähnlich COLLENBERG, Berggemeinden, S. 453 («*Forcierter wirtschaftlicher Strukturwandel gegenüber sozialem und kulturellem Lag bis Mitte des 20. Jahrhunderts*»). Siehe auch JOSEF SIEGEN, Re-Konstruierte Vergangenheit. Das Lötschental und das Durnholzertal. Wirtschaftliche und sozio-kulturelle Entwicklung von zwei abgeschlossenen Alpentälern zwischen 1920 und 2000 aus der Sicht der Betroffenen, Berlin 2004, etwa S. 25f. Ähnlich kritisiert Bätzing das Konstruieren und Musealisieren einer idealisierten alpinen Kultur in den Jahrzehnten vor und nach 1900:

Die Landsgemeindedemokratie Disentis als Fallbeispiel

Die vorliegende Studie untersucht am Beispiel des Hochgerichtes/Kreises Disentis (Rätoromanisch: ‹Cumin dalla Cadi›) das Widerstandsverhalten in der ersten und den Antimodernismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Diese Landsgemeindedemokratie in der oberen Surselva (Kanton Graubünden) war bereits unter den Zeitgenossen für ihr besonders ausgeprägtes, beinahe schon sprichwörtliches Oppositionsverhalten bekannt. Entsprechend schlägt sich die regionale Widerstandskultur günstig auf die Quellenlage nieder.[43]

Die besondere Intensität des regionalen Widerstandsverhaltens lässt sich mit dem örtlichen Zusammentreffen dreier Faktoren erklären, die eine kumulative Wirkung entfalteten: erstens die Ressourcenknappheit des alpinen Raums, zweitens die drohende Marginalisierung und Peripherisierung auf verschiedenen Gebieten sowie drittens ein – historisch bedingt – stark ausgeprägtes politisches Selbstbewusstsein der Region. Diese drei Faktoren sollen nachfolgend kurz erörtert werden.

Die Landsgemeindedemokratien waren weitgehend in einem Umfeld beschränkter natürlicher Ressourcen entstanden. Die Antworten, welche die Bewohner dieser Randregionen auf die unwirtlichen Rahmenbedingungen gaben, führen in ihrer Summe zu dem, was gemeinhin als ‹alpine Kultur› bezeichnet wird. Dabei handelt es sich um ein komplexes System materieller und immaterieller ‹Kultur›, das sich durch die Jahrhunderte als durchaus wandlungsfähig erwiesen und von Region zu Region unterschiedliche Ausdrucksformen entwickelt hat. Ein Phänomen findet sich in der (alpinen) Peripherie bei Einbruch der Moderne jedoch beinahe durchgehend, nämlich das Bestreben, das gesellschaftliche Handeln tendenziell auf (eine teilweise konstruierte Vorstellung von) ‹Stabilität› auszurichten. Denn nur das Festhalten an diesem Prinzip – so die zeitgenössische Argumentation – ermögliche überhaupt menschliche Existenz unter den extremen Rahmenbedingungen des alpinen respektive periphe-

---

«*Die mangelnde Verbindung von traditionellen und modernen Werten wirkt sich zwischenzeitlich zwar teilweise als Blockade aus, beschleunigt aber letztlich den von aussen einwirkenden Strukturwandel und ist dafür verantwortlich, dass sich* [keine] *an die spezifischen Alpenverhältnisse angepasste Form der Modernisierung* (...) *entwickeln kann.*» BÄTZING, Alpen, S. 254–271, hier S. 271.

43 Zu den allgemeinen Forschungsakzenten in der aktuellen Alpenraum-Forschung vgl. die Ausführungen oben, Anm. 36. Vergleichende Studien zum Aspekt des Ländlichen und Peripheren ausserhalb des alpinen Raums etwa bei NORBERT FRANZ, BERND-STEFAN GREWE u.a. (Hg.), Landgemeinden im Übergang zum modernen Staat. Vergleichende Mikrostudien im linksrheinischen Raum, Mainz 1999. Siehe zudem die theoretischen Überlegungen in STEFAN BRAKENSIEK, AXEL FLÜGEL (Hg.), Regionalgeschichte in Europa. Methoden und Erträge der Forschung zum 16. bis 19. Jahrhundert, Paderborn 2000.

ren Raumes. Die Moderne leistete demgegenüber einem Denken Vorschub, das in seinem Kern das Gegenteil von ‹Stabilität› bedeutete, nämlich ein kompetitives Verhalten als Grundlage für Fortschritt und Wachstum. Dieses neue Modell, so die Argumentation aus der Innenperspektive, möge im Unterland funktionieren, tauge jedoch nicht für alpine Verhältnisse.[44]

Der zweite Faktor, die Gefahr der Marginalisierung und Peripherisierung, war im Fall der Cadi in konfessioneller, politischer, sprachlicher, kultureller, wirtschaftlicher und geografischer Hinsicht gegeben. Seit der Reformation bildete Disentis bezüglich der Konfession das eigentliche Bollwerk der katholischen Minderheit in den Drei Bünden, und es hatte häufig die Führung inne, wenn es darum ging, katholische Interessen gegenüber der protestantischen Mehrheit geltend zu machen. Eine weitere Marginalisierung drohte im 19. Jahrhundert in Bezug auf die rätoromanische Sprache, der angestammten Sprache der ganzen oberen Surselva. Nach 1850 kippte das sprachliche Mehrheitsverhältnis im Kanton nämlich massiv zu Gunsten der deutschen Sprache. Schliesslich waren die politischen Akteure der Cadi im 19. Jahrhundert auch in politischer, kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht dazu gezwungen, aus einer Minderheitenrolle heraus zu operieren. Politisch stand der konservative Kurs der Region in Opposition zur liberalen Ausrichtung der Kantonsmehrheit. Und die hergebrachte alpine Kultur geriet – wie bereits ausgeführt – je länger je mehr unter die Räder der Moderne und der Industriellen Revolution.

Die traditionelle Antwort auf die Heterogenität vor Ort lautete Föderalismus. Dieser schob der Gefahr einer Majorisierung von Minderheiten insofern einen Riegel, als die Landsgemeindedemokratien viele Sachfragen auf der untersten und somit gesellschaftlich homogensten Staatsebene entschieden. An die übergeordneten Bünde oder gar an den Freistaat gaben sie nur äusserst beschränkte, aussenpolitische Kompetenzen ab. So etablierte sich vor Ort das scheinbar paradoxe Phänomen, dass Minderheiten sich als Mehrheiten fühlen konnten.[45]

---

[44] Die Verwendung des Begriffs ‹Stabilität› soll keineswegs die überholte Vorstellung einer statischen, über die Jahrhunderte hinweg unveränderten ‹alpinen Kultur› suggerieren. Er dient vielmehr dazu, die Gegenwelt zu markieren, die der alpine Gegendiskurs in der untersuchten Zeit aus einer Defensivhaltung heraus der Moderne entgegensetzte. Dieser Prozess erfolgte teilweise durch unkritische Adaption idealisierender alpiner (Aussen-)Diskurse. Vgl. dazu Walter Leimgruber, Alpine Kultur: Konstanz und Wandel eines Begriffs, in: Alpenforschung. Kulturelle Diversität im Alpenraum. (Workshop der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, Thun 2002), Bern 2003, S. 53–67, zum Begriff ‹Stabilität› insbesondere S. 57f.

[45] Zu dieser Ergänzung der horizontalen durch die vertikale Gewaltenteilung vgl. allgemein Silvano Möckli, Direkte Demokratie. Ein Vergleich der Einrichtungen und Verfahren in der Schweiz und Kalifornien, unter Berücksichtigung von Frankreich, Italien, Dänemark,

‹Stabilität› als Antwort auf natürliche Ressourcenknappheit sowie Föderalismus/Gemeindeautonomie als Antwort auf Diversität – diese zwei Grundpfeiler des Selbstverständnisses der Landsgemeindedemokratien stellten die Entwicklungen der Moderne im späten 18. und im 19. Jahrhundert grundlegend in Frage. Die betroffenen Gebiete antworteten mit Widerstand, wobei regionale Unterschiede in Bezug auf Formen und Intensität auszumachen sind. Der Grund für die besonders ausgeprägte Widerstandskultur der Einwohner der Cadi ist geschichtlich bedingt: Die Region trat bereits früh als Rechtsnachfolgerin des ehemaligen Reichsklosters in Erscheinung und übernahm vom Kloster dessen dominierende Stellung innerhalb des Grauen Bundes. Dadurch zählte Disentis auch im Freistaat der Drei Bünde zu den politisch einflussreichsten Gerichtsgemeinden und verfügte über das nötige Instrumentarium, um Bedrohungen ihres kleinräumlichen Selbstverständnisses abzuwehren.

Als Fahnenträgerin unterschiedlicher Minderheiteninteressen wusste die Cadi von den hergebrachten politischen Partizipationsmitteln virtuos Gebrauch zu machen – und zwar auch nach dem weitgehenden Verlust ihrer Privilegien und einer beträchtlichen Einbusse an demografischem Gewicht im Kanton im Laufe des 19. Jahrhunderts. Schliesslich adaptierte die Region neue moderne Kommunikationsformen: In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermochten nationalistische Argumentationsmuster grosse Bevölkerungsteile für den Erhalt der rätoromanischen Sprache zu mobilisieren. Ebenso schloss sich die Region an die demokratischen Bewegungen auf Bundes- und Kantonsebene an und zeigte unverhohlen ihre Sympathien für das Widererstarken des Katholizismus nach dem Ersten Vatikanischen Konzil. So hielten die politischen Akteure der Cadi Anfang des 20. Jahrhunderts dank gekonnter Transformation und Neuerfindung ihrer herkömmlichen politischen Kultur unvermindert, ja gestärkt an ihrem rückwärtsgerichteten Kurs fest.

Der Schwerpunkt der Studie auf die Cadi ergibt sich aus der zentralen Rolle dieses Kreises für die hier angeführten Entwicklungen. Die gemachten Feststellungen treffen allerdings weitgehend auch auf die übrigen romanischsprachigen katholischen Teile der Surselva zu. Neben den synonym verwendeten Bezeichnungen für das zentral untersuchte Hochgericht resp. Kreis (‹Disentis› und ‹Cadi›) ist deshalb je nach Kontext auch etwas

---

Irland, Österreich, Liechtenstein und Australien, (St. Gallener Studien zur Politikwissenschaft, Band 16), Bern 1994. Zur internationalen Diskussion KLAUS VON BEYME, Föderalismus und regionales Bewusstsein. Ein internationaler Vergleich, München 2007 sowie MATTHIAS SCHULZ, Regionalismus und die Gestaltung Europas. Die konstitutionelle Bedeutung der Region im europäischen Drama zwischen Integration und Desintegration, Hamburg 1993.

allgemeiner von der ‹Surselva› (im eben erwähnten Sinn) die Rede. Vor diesem Hintergrund greift die Untersuchung vereinzelt Ereignisse und Bewegungen auf, die von anderen Teilen der katholischen Surselva ausgingen, namentlich vom weitgehend katholischen Seitental Lumnezia.

Schliesslich noch eine Präzisierung zur Verwendung des Begriffs ‹Landsgemeinde› im Titel. Die Landsgemeinde bezeichnet bekanntlich eine «*verfassungsmässige, unter feierlichem Zeremoniell abgehaltene Versammlung der stimmfähigen männlichen Bewohner in den Länderorten, an der die Behörden gewählt werden und über Sachgeschäfte abgestimmt wird*» (Historisches Lexikon der Schweiz). Die regionale rätoromanische Entsprechung dieses Begriffs ist ‹Cumin›. Der Begriff ‹Cumin› beinhaltet aber gleichzeitig eine territoriale Komponente und findet sowohl als Bezeichnung für die Gerichtsgemeinden (als Träger der politischen und gerichtlichen Gewalt bis 1854) als auch für die späteren Kreise Verwendung. Die Selbstverständlichkeit, mit der hier die traditionelle Institution Landsgemeinde mit dem Herrschaftsverständnis der Gerichtsgemeinde und der administrativen Einheit des Kreises verschmilzt, ist symptomatisch für die traditionalistischen Souveränitätsansprüche, welche die untersuchte Region durch das ganze 19. Jahrhundert geltend machte. Die Mehrdeutigkeit des Begriffs ‹Cumin› wird im Titel – ganz im Sinne der Innenperspektive der vorliegenden Studie – ganz bewusst auch auf den deutschen Begriff ‹Landsgemeinde› übertragen. Seine Verwendung bedeutet also ‹Gerichtsgemeinde/Hochgericht Disentis› respektive ‹Kreis Disentis› zugleich. Ähnlich wird in den untersuchten Quellen auch nach 1854 die Bezeichnung ‹Mistral› (Landammann) gegenüber dem neuen Begriff ‹Kreispräsident› der Vorzug gegeben.

Mit diesen geografischen und institutionellen Begriffen soll nun keineswegs die Region selber zum politischen Akteur gemacht werden. Vielmehr liegt die Chance einer Mikrostudie genau darin, nicht zu verallgemeinernd zu formulieren. Aller regionalen Homogenität zum Trotz thematisiert die Arbeit deshalb immer wieder Brüche, Dissonanzen und Gegenstimmen zum katholisch-konservativen ‹Hauptstrom›. Überhaupt stellt die untersuchte regionale Geschlossenheit ein weitgehend ‹aussenpolitisches› Phänomen dar: Sie funktionierte als defensiver Schutzmechanismus, wenn es darum ging, als schädlich empfundene Einflüsse von aussen abzuwehren. Im Innern hingegen fanden sich Konflikte unter Nachbarn, Fehden um Alpnutzungsrechte und Dorffeindschaften wie andernorts auch. Ebenso war die gesellschaftliche Struktur der Region alles andere als frei von sozialem Gefälle und den entsprechenden Abhängigkeiten. Bei Bedrohungen von aussen, so wird sich freilich immer wieder zeigen, überwogen die gemeinsamen Interessen der Region.

Aufbau und Inhalt

Die vorliegende Studie untersucht am Beispiel der Cadi, wie ein peripherer alpiner Raum, der einerseits durch Heterogenität und beschränkte Ressourcen geprägt ist, andererseits durch frühe und ausgeprägte kommunale Autonomie und politische Mitsprache, im kulturellen und politischen Denken und Handeln auf den Innovationsdruck der Moderne reagiert. Der Untersuchungszeitraum reicht von ungefähr 1790 bis 1900. Teil I der Arbeit (‹Widerstand›) behandelt die Zeit von 1790 bis 1847; Teil II (‹Krise und kulturelle Re-Konstruktionen›) die Zeit von 1848 bis ungefähr 1900.[46]

Teil	Kapitel	Thema	Zeitraum
I (1790–1847)	A	Sonderbundskrieg und Hochverratsprozess	1847–1848
	B	Formen und Motive des alpinen Widerstands gegen die Moderne	1790–1847
II (1848–1900)	C	Der Lehrplanstreit	1890–1900
	D	Krise und Latenzphase	1848–1870
	E	Konstruktion einer antimodernistischen Gegenwelt	1870–1900

Beide Teile der Arbeit beginnen mit der Detailanalyse eines Schlüsselereignisses. In Teil I ist dies der Sonderbundskrieg mit dem anschliessenden Hochverratsprozess (1847/48); bei Teil II handelt es sich um den Lehrplanstreit (1890–1900) mit der Ilanzer Landsgemeinde von 1900 als Höhepunkt. Bei der Analyse dieser historischen Knoten kommt – in Anlehnung an Andreas Suter – eine Methode zur Anwendung, die der filmischen Zeitlupe nachempfunden ist:

> «*In Analogie zur bekannten Filmtechnik (...) bezeichnet die Perspektive der Zeitlupe eine doppelte methodische Bewegung bezüglich der Zeit und des Raumes der Handlung, die ins Zentrum der Untersuchung gerückt werden. Die Zeit-*

[46] Teil I beruht auf meiner 1999 an der Universität Zürich vorgelegten Lizentiatsarbeit ‹Pro Deo et Patria›. Die Sonderbundswirren im Bündner Oberland aus der Perspektive kultureller Kontinuitäten. Vgl. auch zusammenfassend Ivo Berther, La Surselva e la Guerra da la Lia privata (1847) – in'analisa en il context da la cultura politica regiunala, in: ASR 115, 2002, S. 179–198. Zu Teil II, Kapitel E vgl. ergänzend die Genderstudie Berther, Frauenrollen.

lupe bremst erstens die natürliche Chronologie der Zeit, der alle Handlungen und Geschehnisse verhaftet sind, so dass sich die Handlung vor unseren Augen langsamer abspielt. Zweitens verringert die Zeitlupe die Distanz des Beobachters zu den Handlungen, die in sein Blickfeld kommen. Dadurch wird der Bildausschnitt kleiner, die sich in diesem Abschnitt abspielenden Vorgänge und Handlungen erscheinen grösser. Sowohl die Verlangsamung als auch die Vergrösserung erlaubt es, die Dinge eingehender zu betrachten, ‹dichter› zu beschreiben und genauer zu erklären.»[47]

An diese beiden Kapitel schliessen sich in beiden Teilen der Arbeit ein respektive zwei Hauptkapitel an, welche sich den längerfristigen Veränderungen und Entwicklungen während der rund 50 Jahre vor dem jeweiligen historischen Knoten widmen. Der Blick ist dabei wiederum auf Ereignisse gerichtet, die Unterschiede zwischen traditionalistischen und modernen Orientierungshorizonten und Denkmustern erkennen lassen.

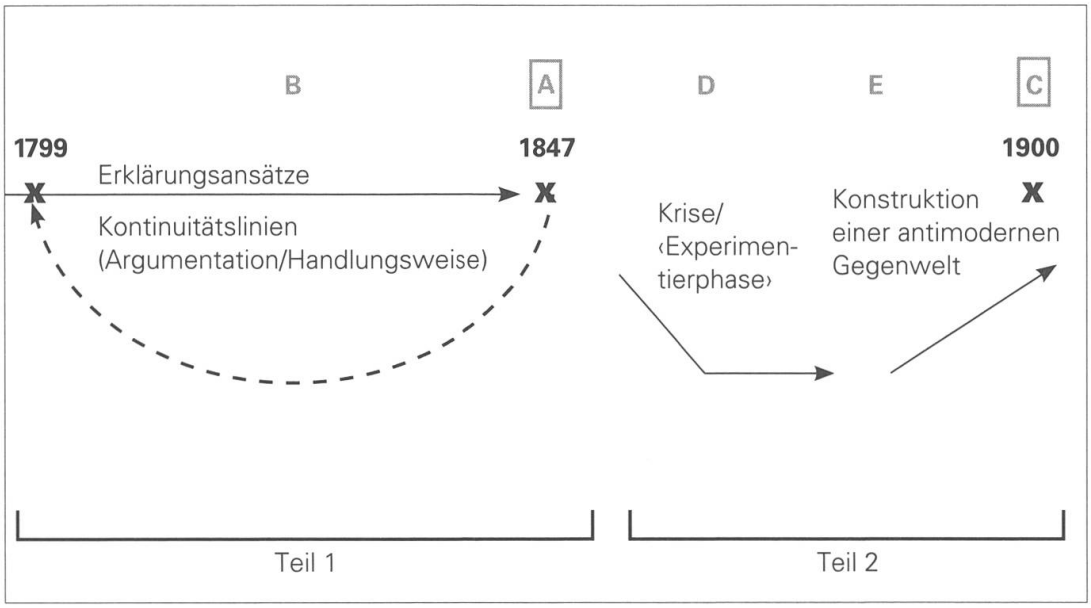
Die Chronologie des gut hundertjährigen Untersuchungszeitraums wird in der Darstellungsweise zweifach gebrochen: Zum einen dadurch, dass die beiden Schlüsselereignisse (Kapitel A und C), die am Schluss des jeweiligen erforschten Zeitraums liegen, an den Anfang der Teile I und II gestellt und so gleichsam gegen den Strich gelesen werden. Zum anderen dadurch, dass die Kapitel B, D und E primär nach thematischen und erst in zweiter Linie nach chronologischen Kriterien geordnet sind. Diese bewussten Brüche der Zeitachse und der wiederholte Wechsel der analytischen Perspektive sollen verhindern, dass die Darstellung der Illusion einer vorgegebenen Chronologie aufsitzt.[48] Durch Vorwegnahme wird ausserdem das – aus der liberalen Aussenperspektive anachronistisch erscheinende – Verhalten der Region anlässlich der beiden Schlüsselereignisse der Jahre 1847 und 1900 besonders hervorgehoben. Einen chronologischen Überblick über die behandelten Ereignisse bietet die Zusammenstellung im Anhang.

In Teil I der Arbeit steht die Frage nach den Ursachen des Widerstands gegen die Moderne im Zentrum. Die Zeit von 1790 bis 1848 ist gekennzeichnet durch den (vergeblichen) Versuch, die alte Landsgemeindedemokratie gegen die modernen Staatsideen der Aufklärung und des Liberalismus zu verteidigen. Als Schnitt zwischen dem ersten und dem zweiten Teil figurieren die Bundesverfassung von 1848 und die Kantonsverfassung von 1854.

---

47 SUTER, Bauernkrieg von 1653, S. 46.

48 Vgl. dazu die Ausführungen bei REINHART KOSELLECK, Darstellung, Ereignis und Struktur, in: DERS., Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a.M. 1979, S. 144–157, v.a. S. 146 («*die naturale Chronologie als solche* [ist] *geschichtlich bedeutungsblind*»). Ebenso SUTER, Bauernkrieg von 1653, S. 29f.



Nach Inkrafttreten dieser Verfassungswerke stellte die Region zwei Entwicklungen nicht mehr grundsätzlich in Frage, nämlich die naturrechtliche Grundlage des modernen Staates im Gegensatz zu den Privilegien der alten Landsgemeindedemokratie sowie die Zugehörigkeit der Gerichtsgemeinden des alten Freistaates zum Kanton Graubünden und zur Schweiz. Diese Anerkennung des übergeordneten staatlichen Gewaltmonopols zeigt sich gerade auch darin, dass die latente physische Gewaltanwendung – die sich bis zum Sonderbundskrieg hielt –, in der zweiten Jahrhunderthälfte sublimiert und weitgehend durch verbale und symbolische Protestformen ersetzt wird.[49]

Kapitel A behandelt die Ereignisse in der Surselva während des Sonderbundskrieges (1847) und den anschliessenden Hochverratsprozess (1848). Ein erstes Unterkapitel rekonstruiert den Verlauf des Hochverratsprozesses anhand der Prozessakten und zeigt, wie die während der Kriegswochen erfolgten illegalen Aktivitäten in der Surselva aus der Aussenperspektive der liberalen Prozessführer wahrgenommen wurden. Dabei wird besonders das im Prozess zentral behandelte Komplott einer näheren Analyse unterzogen. Das zweite Unterkapitel situiert die Ereignisse von 1847 in den Kontext der herrschenden Stimmung in der Surselva. Vor allem geht es um die Frage, wie weit die breite Bevölkerung mit den Ideen des Sonderbundes sympathisierte und bereit war, sich mit legalen wie illegalen Mitteln gegen die liberale Kantons- und Tagsatzungsmehrheit zur Wehr zu setzen.

Kapitel B knüpft an die Hauptschlussfolgerung von Kapitel A an, nämlich dass die Verschwörer durchaus mit Rückhalt in der Bevölkerung rech-

[49] Vgl. zu Letzterem auch Wickli, Politische Kultur, S. 188–193 sowie Adler, Direkte Demokratie, S. 183.

nen konnten. Ein Rückblick auf einzelne regionale politische Ereignisse zwischen dem Ende des Ancien Régime (ab ca. 1790) und der Bildung des Bundesstaates von 1848 soll aufzeigen, dass sich in der Surselva und besonders in der Cadi bereits Jahrzehnte zuvor hinsichtlich politischer, religiöser und wirtschaftlicher Neuerungen häufig eine entschieden konservative Opposition zur Kantonsmehrheit geäussert hatte. Das anschliessende Unterkapitel präsentiert Erklärungsansätze für diese Widerstandskultur anhand von Dokumenten aus dem Ende des Ancien Régime und von Quellen zur frühen Helvetik. Das letzte Unterkapitel zeigt anhand von Analogien und Parallelen in den Argumentations- und Handlungsmustern Kontinuitätslinien zwischen der Helvetik und verschiedenen weiteren politischen Ereignissen bis hin zum Sonderbundskrieg von 1847.

Teil II geht sodann der Frage nach, wie die Region mit Hilfe politischer, kultureller, religiöser und wirtschaftlicher Versatzstücke aus Tradition und Moderne sich nach 1848 in und mit dem modernen Staat zu arrangieren wusste. Untersucht wird dabei einerseits die Frage der Transformation der politischen Strukturen (Gemeindeautonomie und Föderalismus; direkte Demokratie), andererseits aber auch die Frage, wie die untersuchte Region kulturelle Elemente, die in die Defensive gerieten (Katholizismus, alpine Kultur, rätoromanische Sprache), argumentativ gegen die Moderne verteidigte. Es handelt sich hier gleichsam um eine Aktualisierung der regionalen Identität in beharrendem Sinn.

Kapitel C untersucht den Lehrplanstreit zwischen der katholischen Surselva und der kantonalen Regierung im Zeitraum von 1890 bis 1900, insbesondere den Konflikt um den Ersatz des kantonalen Lehrmittels (mit ‹Robinson› als Leiterzählung) durch ein regionales Lesebuch (mit ‹Sigisbert en Rezia›, der Legende des Disentiser Klostergründers). Im ersten Unterkapitel steht der Höhepunkt des Konflikts im Zentrum, nämlich die Ilanzer Landsgemeinde von 1900, an der rund 3000 Männer gegen das regierungsrätliche Verbot des (illegal eingeführten) regionalen Lehrmittels protestierten. Das erste Unterkapitel untersucht die Ereignisse unmittelbar vor und während der Volksversammlung auf Form und Inhalt. Überdies wird die Resonanz des Ereignisses aus der Aussen- und Innenperspektive dargelegt. Das zweite Unterkapitel stellt den Lesebuchstreit in den Kontext der allgemeinen Auseinandersetzung um den ersten kantonalen Lehrplan. Die einzelnen Streitpunkte (Vernehmlassungsprozedere, Deutschunterricht an rätoromanischen Schulen, Rechtschreibung und grundsätzliche Ausrichtung der rätoromanischen Lehrmittel) werden dabei insbesondere auf die von den politischen Akteuren der Surselva angewendeten politischen Partizipationsformen hin erörtert.

Kapitel D wendet den Blick zurück auf die Zeit nach Inkrafttreten der Bundes- und Kantonsverfassung (1848/1854) und untersucht diese bis ungefähr 1870. Diese Phase ist dadurch gekennzeichnet, dass die Region sich innerhalb der neuen, nun nicht mehr in Frage gestellten staatlichen Strukturen einen neuen Platz suchte. Eine gewisse Aussöhnung mit dem gemässigt auftretenden Bundesstaat, aber wiederholte Unmutskundgebungen bei politischen, religiösen oder wirtschaftlichen ‹Kompetenzüberschreitungen› der übergeordneten Staatsebenen prägen diesen Zeitabschnitt. Aus diesem zwiespältigen Verhältnis heraus experimentierte die Region mit verschiedenen Möglichkeiten, das hergebrachte Weltbild im Hinblick auf die gegenwärtigen Herausforderungen zu aktualisieren. Alpine Kultur, rätoromanische Sprache, Katholizismus und Föderalismus stehen in dieser Phase merklich am Scheideweg; es werden Lösungsansätze thematisiert, die sich wesentlich von den später realisierten unterscheiden. Die Analyse der entsprechenden Diskussionen macht den konstruktivistischen Charakter der Wirklichkeitsentwürfe fassbar, die sich nach der deutlich erkennbaren – und bisher wenig untersuchten – Zäsur um 1870 erfolgreich durchsetzen sollten.[50]

Kapitel E geht den Umständen nach, die im Laufe der 1870er- und 1880er-Jahre zur Herausbildung einer rückwärtsgerichteten regionalen Identität und zu einem Erstarken des antimodernistischen Widerstandsverhaltens führten. Im Rahmen der demokratischen Bewegungen in der Schweiz und in Graubünden (bis 1880) reklamierte die Region wiederholt für Graubünden, die Wiege des Referendums zu sein. Die Restauration des Klosters Disentis (beendet 1888) und das Referendum gegen den nationalen ‹Schulvogt› (Konraditag 1882) markierten in religiöser Hinsicht und im Schulbereich eine Aktualisierung des Hergebrachten. Wirtschaftlich lassen die Stellung der Region zur Gemeinatzung und die Ziegenpolitik Caspar Decurtins' ähnliche Tendenzen erkennen; und im Rahmen der ‹rätoromanischen Renaissance› zog die geistige Elite der Surselva innerhalb der romanischen Sprachbewegung regionale Lösungen gegenüber überregionalen vor.

Hauptquellen zu den beiden Schlüsselereignissen (Hochverratsprozess und Lehrmittelstreit) bilden Prozessakten und Korrespondenzen, die im Staatsarchiv Graubünden in Chur aufbewahrt werden. Das Quellenkorpus im weitesten Sinn umfasst zudem die Bestände des Kreisarchivs Disentis sowie Privatarchive, regionale Chroniken, Tagebücher, Flugschriften, Zeitun-

[50] Zur ‹Übergangszeit›, wie sie in Kapitel D untersucht wird, vgl. Reinhart Herzog, Reinhart Koselleck (Hg.), Epochenschwelle und Epochenbewusstsein, München 1997. Der Begriff ‹Epochenschwelle› geht auf Hans Blumenberg zurück; für die Übergangszeit von der Vormoderne zur Moderne vgl. insbesondere auch Kosellecks Begriff der ‹Sattelzeit›.

gen und weitere Druckschriften. Ab den 1830er-Jahren und vor allem in der zweiten Hälfte der Untersuchungszeit stellt die regionale Presse die ergiebigste Quelle zu den hier interessierenden Spannungsmomenten zwischen traditionellen und modernen Argumentations- und Handlungsmustern dar. Um der hier anvisierten Innenperspektive zu entsprechen, werden teilweise auch Ausführungen anderer Zeitungen bewusst durch die Brille der regionalen Rezeption – vor allem in der ‹Gasetta Romontscha› – wiedergegeben.[51]

Die Darstellungsweise wurde möglichst quellennah gehalten, nicht zuletzt, um die vielen in der Arbeit behandelten romanischen Quellen auch einem deutschsprachigen Publikum zugänglich zu machen. Die romanischen Zitate wurden, falls nicht anders vermerkt, vom Verfasser übersetzt. Vom Autor in die Zitate eingefügte Bemerkungen oder Ergänzungen stehen in eckiger Klammer und sind im Gegensatz zu den Zitaten nicht kursiv gesetzt.

[51] Bestände aus Gemeindearchiven wurden nur indirekt, über Ortsmonographien und weitere lokale Abhandlungen, berücksichtigt. Bedauerlich – da von regionaler und überregionaler Bedeutung – ist das Fehlen von öffentlich zugänglichen Verzeichnissen zu den Beständen des Klosterarchivs Disentis und des Familienarchivs Condrau.